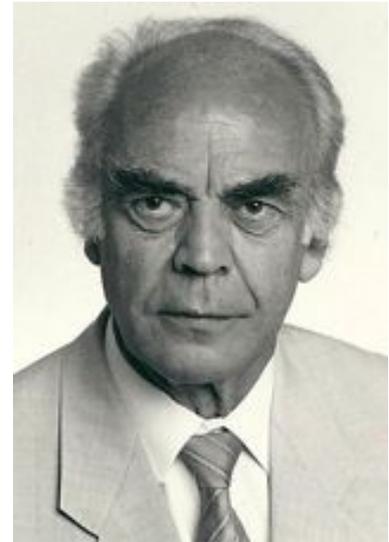


## INTERVIEWS WITH GERMAN ANTHROPOLOGISTS

### **Herr Volprecht, wann sind Sie geboren und in welchem Umfeld wuchsen Sie auf?**

Ich wurde 1930 in Trachenberg geboren. Der Ort liegt in Schlesien und war Sitz des Fürsten von Hatzfeldt. Mein Vater war dort Lehrer und wechselte dann in den öffentlichen Schuldienst, wodurch er in ein kleines Dorf an der damals tschechoslowakischen Grenze kam. Ich wuchs also in einem Dorf auf, in dem es 73 Häuser und 320 Einwohner gab. Es war wirklich sehr ländlich. Über meinen weiteren Weg - vom Dorf in die Kleinstadt, von dort in die Mittelstadt bis schließlich in die Großstadt - bin ich eigentlich sehr dankbar.



### **War Ihr Vater als Grundschullehrer tätig?**

Ja, er leitete eine zweiklassige Volksschule, auf die ich dann auch kam. Diese Schule war für damalige Verhältnisse sehr gut ausgestattet – ich vermute, dass man in der NS-Zeit in die Grenzgebiete besonders viel investierte. Es gab die modernsten Unterrichtsmaterialien, man war didaktisch wirklich gut versorgt. Wir sahen auch viele Filme, die aus der »Reichsstelle für den Unterrichtsfilm« kamen. Diese Institution, 1940 in »Reichsanstalt für Film und Bild in Wissenschaft und Unterricht« umbenannt, wurde 1945 aufgelöst; die Materialien wurden zum Teil an die Institute in München und Göttingen verteilt. In Göttingen habe ich 1963 ja für zwei Jahre gearbeitet.

### **Können Sie rückblickend einschätzen, ob in diesen Filmen auch dezidiert nationalsozialistische Inhalte vermittelt wurden?**

Nein, das spielte gar keine Rolle. Der einzige Aspekt, der mir erinnerlich ist: Es waren auch 16mm-Filme dabei, die in den Kolonialgebieten gedreht wurden und bestimmte Dinge dokumentierten – also beispielsweise den Sisalanbau in Ostafrika. Solche Filme wurden nach dem Krieg aus dem Verkehr gezogen, waren also auch nicht mehr Teil des Angebots am Göttinger »Institut für den Wissenschaftlichen Film« (IWF).

### **Wo gingen Sie dann auf eine weiterführende Schule?**

Ich kam in Troppau - dem heutigen Opava - aufs Gymnasium. Troppau war die nächstgelegene Stadt, allerdings jenseits des Grenzflusses Oppa, im Sudetenland. Das Gebiet ist nach 1938 eingemeindet worden und war die letzte Zone, in der deutsche Truppen einmarschiert sind. Während der Zuspitzung der Sudetenkrise wurde der Ort evakuiert.

### **Was waren Ihre Lieblingsfächer am Gymnasium?**

Vor allem Deutsch, Geschichte und Erdkunde.

### **Begannen Sie sich damals auch für fremde Kulturen zu interessieren, oder war das in Ihren Jugendjahren kein Thema?**

Doch, es wurde ein Thema. Ich las zum Beispiel etwas über Australien und bekam neben Büchern von Sven Hedin auch einen kleinen Globus geschenkt, auf dem ich mich - je nachdem, wo eine Geschichte spielte - regional orientieren konnte. Das waren so die Bedingungen, doch aus dem Wunsch meines Vaters, mich später als Schiffsarzt zu erleben, ist nichts geworden.

### **Ihre Eltern wollten also, dass Sie nach dem Schulabschluss studieren?**

Ja, genau.

### **Musste Ihre Familie vor Kriegsende flüchten?**

Ich kam mit anderen Jungen in ein Wehrtüchtigungslager der Hitlerjugend und wurde noch im März 1945 an der Oderfront eingesetzt. Dort wurden wir schließlich, nach langem Trommelfeuerangriff, gefangen genommen. Meine Eltern und mein Bruder zogen sich wegen der näher rückenden Front in die schlesische Grafschaft Glatz zurück, nach Bad Landeck. Von dort stammen die Vorfahren beider Seiten meiner Familie, die Volprechts und die Volkmers. Letztere hatten dort seit 300 Jahren einen Hof. Nur mein Großvater, der als Erstgeborener den Hof hätte übernehmen sollen, ist in den Staatsdienst gegangen. Daher wurde meine Mutter in Breslau geboren, mein Vater jedoch in Bad Landeck.

Zu Beginn des Jahres 1946 wurde meine Familie durch die Polen ausgesiedelt und kamen dann hierher ins Rheinland.

### **Sie selbst waren zu diesem Zeitpunkt noch in Gefangenschaft?**

Ja, aber ich hatte viel Glück und wurde einem Feldweibel der Roten Armee unterstellt, der im zivilen Leben Apotheker war. Durch ihn arbeitete ich in den Beskiden in einem Lebensmittelmagazin, das die Küchen eines Sanatoriums versorgte, welches für russische Offiziere eingerichtet worden war. Es war zum Teil eine schwere körperliche Arbeit, ich musste Säcke voller Salz und Zucker schleppen oder mit Fisch gefüllte Fässer rollen.

### **Wann wurden Sie aus der Gefangenschaft entlassen?**

Im Juli 1947. Ich wurde in einen Transportzug gesteckt, in dem jedoch Typhus ausbrach. Wir mussten also in Quarantäne, und zwar in Suhl in Thüringen. Dort erkundigte ich mich auch, wo man mit dem altsprachlichen Zweig noch sein Abitur machen kann. In der sowjetisch besetzten Zone hatte es nämlich eine Schulreform gegeben, so dass es nur noch wenige Orte gab, an denen man den humanistischen Strang weiterführte. Mir wurde die Stadt Eisenach genannt, wo der - wie ich später erfuhr - Landesbischof Mitzenheim dafür sorgte, dass den angehenden Theologiestudenten nach wie vor Latein und Griechisch unterrichtet würde. Also ging ich nach Eisenach, wo ich zur Untermiete wohnte und mich finanziell durch Anstreicherarbeiten und kleinere Bautätigkeiten über Wasser hielt. Über das Deutsche Rote Kreuz erfuhr ich dann, dass meine Eltern im Rheinland sind. 1949 konnte ich sie in Düren, wo sie wohnten, besuchen. Offiziell war es uns ja verboten, über die Grenze zu gehen. Ich wäre von der Schule geflogen, an der ich gerade Fuß gefasst hatte.

### **Haben Sie damals auch überlegt, gleich bei Ihren Eltern zu bleiben?**

Ich wollte in Eisenach noch mein Abitur ablegen, was ich ein dreiviertel Jahr später auch tat. Damit war ich fast auf den Tag genau drei Jahre lang in Eisenach gewesen und reiste dann ganz offiziell aus, im Zuge der Familienzusammenführung.

### **Wussten Sie nach dem Abitur bereits, in welche berufliche Richtung es für Sie gehen sollte?**

Nein, nicht genau. Mir schwebte ein Medizinstudium vor. Sie müssen wissen, wir lebten damals in sehr bescheidenen Verhältnissen, die Familien hatten ja alles verloren. Und was ich als Heimat aus meiner Kindheit und Jugend erinnerte, das mussten wir zurücklassen. Das haben wir verdrängt – wie auch so manches andere.

### **Sie schrieben sich also für Medizin ein?**

Nein, denn das konnte ich mir nicht leisten. Man musste an der Universität in Köln einen bestimmten Betrag an Studiengeld entrichten, das wurde pro Wochenstunde abgerechnet. Dazu kamen bei der Medizin Sonderkosten für die Benutzung der einzelnen Institute und am Ende war es einfach zu teuer. Vorher musste mir auch noch mein Abiturzeugnis anerkannt werden, also fuhr ich zum Kultusministerium nach Düsseldorf und nachdem sich das alles sehr lange hingezogen hatte, konnte ich erst im Sommersemester 1951 mit dem Studium beginnen – ursprünglich wollte ich schon im Wintersemester 1950/51 anfangen. Ich belegte Germanistik und Theaterwissenschaften, schaute mich aber auch bei der Slawistik, der Soziologie und der Psychologie um. Damals wurden wir auf die Universität ja in keiner Weise vorbereitet, man benötigte allein zwei Semester, um sich zu orientieren. Ganz grundsätzliche Fragen - wie leiht man ein Buch aus, wie benutzt man eine Bibliothek - musste man erst einmal selbst klären.

### **Wie kamen Sie schließlich zur Völkerkunde?**

Durch den damaligen Theaterwissenschaftler, Carl Niessen. Er hatte auf der Suche nach den Ursprüngen des Dramas, die er im Totenkult vermutete, eine Unmenge an Material zusammengetragen, über das er Vorlesungen gab und schließlich auch in drei Bänden veröffentlichte<sup>1</sup>. Es war gewissermaßen eine mit ethnographischem Material aus allen Teilen der Welt angereicherte Theaterwissenschaft – im Nachhinein muss ich feststellen, dass er die Ethnographie wie einen Steinbruch benutzte: Alles, was er gefunden hatte, wurde auch im Unterricht erwähnt, allerdings nicht in einen systematischen Zusammenhang gebracht. Es war eher eine lose Sammlung von Einzelbefunden. Niessen war es auch, der uns generell empfahl, Völkerkunde zu studieren. Er war mit Martin Heydrich - dem damaligen Professor für Völkerkunde und Direktor des Rautenstrauch-Joest-Museums - befreundet, die beiden tauschten sich regelmäßig aus. Vier oder fünf der Studenten von Niessen ließen sich auf seine Empfehlung ein und studierten Völkerkunde im Nebenfach. Unter ihnen war auch Carl August Schmitz, der später in Basel und Frankfurt tätig war.

### **Was waren Ihre ersten Eindrücke von der Völkerkunde? Wie muss man sich das damalige Kölner Institut vorstellen?**

Es war ein kleiner Kreis. Am Institut für Völkerkunde gab es damals zwei Räume: In einem standen die Bücher, im anderen ein großer Tisch, um den sich die etwa zehn bis fünfzehn Studenten versammelten. Es war wirklich ein »Orchideenfach«. Jeder kannte jeden und man tauschte sich aus, etwa zur Literatur in den Veranstaltungen und Fundstellen zu einzelnen Themen.

### **Was hat Heydrich damals unterrichtet?**

Er hielt pro Woche zwei Stunden lang Vorlesungen, in einem kleinen Saal. Dabei gab er sehr trockene Übersichten zu den jeweiligen Kontinenten und zu den schriftlosen Kulturen. Das wurde nach Sprachen, Wirtschaftsformen und Religionen geordnet, zudem benannte er verschiedene weitere Aspekte, die in diesen Kulturen auftraten. So ging es von Semester zu Semester: Afrika, Südamerika, Südsee, usw.

Im bereits erwähnten kleinen Raum fanden die Übungen statt. Dabei wurde eine Thematik im Detail behandelt, und Heydrich ging davon aus, dass jeder Student ein „Lieblingsvolk“ hat. Das heißt, man suchte sich anhand der damals existierenden Monographien, die zumeist aus dem 19. Jahrhundert stammten, eine Ethnie heraus und studierte diese genau. Anschließend sollte jeder von „seinem Volk“ und dessen Gebiet berichten. Das war - grob umrissen - das, was uns vermittelt wurde. Da Heydrich, wie gesagt, auch der Leiter des Rautenstrauch-Joest-Museums war, fanden die Übungen manchmal auch dort statt. Außerdem wurden jedes Semester Referate verteilt, die jeweils thematisch an den Vorlesungsstoff geknüpft waren. Das Ganze ging auch Hand in Hand mit der Bestimmung ethnographischer Objekte, die von Waldemar Stöhr - damals als Hilfskraft tätig - aus den Magazinen geholt wurden: Werkzeuge, Schmuckstücke, Masken oder Figuren. Sie lagen auf dem „Geschenktisch“ und wir mussten möglichst herausfinden, von welchem Kontinent sie jeweils stammten. Wir hatten anfangs natürlich wenig Ahnung davon und fragten unter der Hand im Vorfeld oft Herrn Stöhr, der ja wusste, was in den Standortbüchern verzeichnet war.

Damals war es auch so, dass im Rautenstrauch-Joest-Museum fast nichts ausgestellt war. Das hing mit der Zerstörung im Krieg zusammen: Erst in den sechziger Jahren wurden die drei großen Ausstellungshallen gebaut, die ich später mitbestücken und eröffnen konnte.

### **Merkte man Heydrich seine biologistische Färbung noch an – oder spielte das keine Rolle mehr?**

Das spielte keine Rolle mehr. Es hing noch etwas von der Einteilung in »Rassen« nach – ich erinnere mich zum Beispiel an eine große Karte von Egon von Eickstedt, die die Verbreitung der Menschen auf der Erde nach Phänotypen zeigte. Außerdem wurde ein Seminar zu Physischer Anthropologie angeboten, das von Professor Bauermeister geleitet wurde. Dort lernten wir noch Körpervermessungen, die von den anwesenden Studenten aneinander ausprobiert wurden. Er brachte manchmal auch einen Schädel mit, an dem die Punkte bezeichnet und Skalen vermerkt waren, mit denen Augen- sowie Haarfarbe konstatiert wurden – also Dinge, die in der Vergangenheit eine große Rolle gespielt hatten, mit denen aber kein Blumentopf mehr zu gewinnen war.

### **Wie würden Sie Heydrich als Person beschreiben?**

Er stammte aus Sachsen, was auch seiner Sprache anzuhören war. Es gab da einen bestimmten Unterton, allerdings nicht so stark, dass es ins Komische umgeschlagen wäre. Als Lehrer war er nicht besonders kreativ, aber äußerst kritisch. Egal um welche Theorie es ging, er konnte immer den Finger auf die schwache Stelle legen und sagen: »So kann man das nicht machen.« Vor allem die Kritikfähigkeit ist mir von ihm in Erinnerung geblieben.

---

<sup>1</sup> Carl Niessen, Handbuch der Theaterwissenschaft, Band 1- 3, Emsdetten, 1949 -1958.

### **Rechnete er sich denn einer bestimmten Schule oder Denktradition zu?**

Nein. Er hat ja auch kaum etwas publiziert, bis auf einen - wenn ich mich recht erinnere - Aufsatz zur asiatischen Landwirtschaft.

### **Wurden Ihnen durch Heydrich andere deutsche Völkerkundler vermittelt, etwa Jensen, Baumann oder Termer?**

Ja, sie spielten eine gewisse Rolle, denn sie waren ja auch Teil der Literatur, auf die man als Student hingewiesen wurde. Ich denke da zum Beispiel an Baumanns Schriften zu Afrika, daran kam man nicht vorbei. Auch den Personen aus Frankfurt, vom Frobenius-Institut, kam im Theoriebereich eine nicht geringe Bedeutung zu.

### **Spielte auch Hermann Trimborn eine Rolle, der ja nicht weit entfernt in Bonn lehrte?**

Er spielte später eine Rolle, als Heydrich 1958 von Helmut Petri abgelöst wurde. Im Zuge dessen kam es auch zu gemeinsamen Seminaren zwischen Köln und Bonn.

### **Wer war damals - außer Heydrich - sonst noch am Kölner Institut?**

Heydrichs Assistent war Friedrich W. Funke. Ihn durfte ich vertreten, als er 1956 zur Feldforschung nach Indonesien ging. Da Heydrich ein sehr knauseriger Mann war, dem sein Geiz zum Teil auch in Bezug auf mögliche Ankäufe für das Museum im Wege stand, verhandelte er damals mit mir, so dass ich nur die Hälfte von Funkes regulärem Gehalt bekam. Ich hatte dann vier Stunden in der Woche Seminardienst. Zu meinen Aufgaben zählten verwaltungstechnische Dinge, die Bücherausgabe, die Vorbereitung der Seminare, das Erstellen von Referatsthemen, usw. Davor, seit 1954, war ich als Amanuensis (vulgo: studentische Hilfskraft) im Seminar zu vier Wochenstunden beschäftigt und habe in dieser Zeit die geographische Zeitschrift »Globus« exzerpiert – das heißt: versteckte ethnographische Daten geortet und bibliographisch erfasst.

### **Wer waren denn - außer Carl August Schmitz - Ihre Kommilitonen?**

Neben ihm und Waldemar Stöhr gab es Friedhelm Scholz, mit dem ich später in Thailand war. Außerdem erinnere ich mich an Eno Beuchelt und Ute Bödiger. Die Namen der anderen Kommilitonen habe ich nicht parat.

### **Haben Sie bei Heydrich damals die von Niessen erwähnten Ursprünge des Rituals und dessen Bedeutung für die Theaterwissenschaften noch weiter verfolgt?**

Ich bin dieser Thematik nicht mehr nachgegangen, obwohl ich sie eigentlich vertiefen wollte. Der Nachfolger von Niessen war aber ein reiner Theatermann und an solchen Dingen überhaupt nicht interessiert. Insofern gelang es mir nicht, da anzuknüpfen. Ganz allgemein muss man ja sagen, dass vielen dieser Fächer - insbesondere auch der Ethnologie - eine gewisse Kontinuität fehlt. Vieles wird da nicht fortgesetzt, ein neuer Faden wird nicht an den vorhergehenden angeknüpft. Petri war beispielsweise sehr oft in Australien, von diesem Material ist aber kaum etwas veröffentlicht worden. Ebenso erging es den Sprachaufnahmen des Afrikanisten und Linguisten Oswin Köhler oder den Materialien von Friedhelm Scholz zu den Ritualtexten der Akha. Das liegt jetzt in irgendwelchen Archiven, aber niemand arbeitet mehr daran. Ich könnte eine ganze Fülle von Beispielen nennen, bei denen die systematische Weiterführung von Ansätzen noch aussteht.

### **Womit würden Sie diesen Umstand erklären?**

Vielleicht liegt es an der Vielseitigkeit des Faches. Es ist zum Beispiel nicht möglich, einem Studenten zu empfehlen, dass er eine der 1000 afrikanischen Sprachen lernt. Warum? Sie können nicht garantieren, dass er später in seiner speziellen Region arbeiten kann. Das ist eigentlich der größte Vorwurf, den ich dem Fach mache – dass man in andere Kulturen einzusteigen versucht, ohne es über die Sprache tun zu können. Denn Sprache scheint mir etwas ganz Wesentliches zum Verständnis von Kultur.

### **Was ließ Sie persönlich die Völkerkunde weiterverfolgen – und nicht etwa die Theaterwissenschaft?**

Die Völkerkunde war für mich schlichtweg der Brotgeber. Erst als Amanuensis, dann vertrat ich, wie gesagt, Friedrich Funke, und nach der Promotion war ich für zwei Jahre Assistent bei Petri.

### **Wie kamen Sie zu Ihrem Promotionsthema?**

Mein Promotionsthema war zunächst theaterwissenschaftlich ausgerichtet; ich hatte vor, über das Bühnenfechten zu schreiben. Es sollte also um die Darstellung von Kampfszenen gehen und ich fand heraus, dass es auf allen Kontinenten zu Anlässen im Lebens- und Jahreslauf das Phänomen der so genannten Scheinkämpfe gab. Diese folgten einem antagonistischen Prinzip, bei dem der Ausgang einer Auseinandersetzung im Vorfeld festgelegt, ritualisiert war. Dazu gab es in den Bereichen der Völker- und der Volkskunde eine Fülle von Material, das bis dato noch nicht zusammengestellt worden war, geschweige denn interpretiert. Das habe ich dann versucht. Natürlich würde ich dabei heute anders vorgehen, im Rückblick sieht man die Dinge ja meistens viel kritischer und ordnet auch das, was man selbst in der Lehre gemacht hat, kritisch ein. Für besagte Arbeit trug ich eine ganze Menge Material zusammen und stellte es den Daten der historischen Quellen in Europa und Deutschland gegenüber. Es war also eine vergleichende Arbeit, die ich bei Niessen schrieb. Heydrich war der Co-Referent. Mit der Dissertation »Beitrag zur Problematik des Schau- und Scheinkampfes« schloss ich 1960 die Promotion ab.

### **Wie ging es nach Ihrer Promotion weiter?**

Ich verbrachte zunächst zwei Assistenzjahre bei Petri, der mich nach der Promotion übernahm. In Köln erfolgte eine Auflösung der Personalunion zwischen Museum und Universität – Heydrich war ja sowohl Direktor als auch Ordinarius. 1960 wurde Herr Fröhlich, bisher Heydrichs Assistent, Direktor des Rautenstrauch-Joest-Museums. Auch kam 1958 mit Herrn Petri ein Ozeanist aus Frankfurt nach Köln, wodurch die beginnende Regionalspezialisierung innerhalb des Faches sichtbar wurde.

Heydrich hegte damals die Befürchtung, die Soziologie könnte sich für die außereuropäischen Kulturen zu interessieren beginnen – aus den USA schwappten damals neue soziologische Untersuchungsmethoden nach Europa, beispielsweise zu den so genannten Dorfuntersuchungen. Heydrich spürte, dass es mit diesen punktuellen und detaillierten Untersuchungen nicht mehr möglich sein würde, kulturvergleichende Gesamtübersichten zu erarbeiten. Dafür wurde das Material dann einfach zu vielfältig und variabel. Das Fach entwickelte sich ja dann auch so, dass verschiedenen anderen Disziplinen die Vorsilbe »Ethno-« hinzugefügt wurde, so dass etwa die Ethnomedizin oder die Ethnobotanik entstanden. Damit war eine Spezialisierung in Gang gekommen, die ich selbst allerdings begrüßenswert finde, weil die alten Quellen der ersten Reisenden und Forschenden ja gar nicht das Volumen und die Vielfalt boten, um alle Aspekte einer Kultur aufzuzeigen. Es wäre eine gesonderte Arbeit wert, einmal herauszuarbeiten, was früher unter dem Begriff »Ethnographie« alles versäumt wurde!

### **Sie sagten gerade, dass diese Entwicklung wünschenswert gewesen sei – aber Heydrich stand ihr skeptisch gegenüber?**

Die erwähnten Dorfuntersuchungen und neuen Zweige konnten ja nur einen Zuwachs an Wissen und Erkenntnissen bedeuten, doch was ursprünglich zur Etablierung des Faches geführt hatte, war eben die Vorstellung, die so genannten geschichts- und schriftlosen Völker zu untersuchen und ihnen einen Platz in der Geschichte zuzuweisen. Ein solcher Ansatz ist natürlich völlig aus dem Blickfeld geraten und fand nur in jener Phase der Fachgeschichte Anklang, in der man sich mit den evolutionistischen Gedanken Darwins befasste und dessen Theoriegerüst auf die schriftlosen Kulturen übertragen wollte. Das war jedoch ein Geburtsfehler.

Heydrich wiederum sah die Gefahr, dass die Materialien der kleinräumigen Forschung vor Ort zum einen widersprüchlich sein könnten und sich zum anderen einer Gesamtdarstellung entziehen. Die neuen Ansätze entfernten sich ja von den Methodiken des 19. Jahrhunderts, wo man für eine Monographie punktuell beobachtete und die Schlussfolgerungen auf eine ganze Region oder Ethnie übertrug. Das ist meines Erachtens ein großer Grundfehler, andererseits müssen wir mit diesem Material noch arbeiten, denn wir haben aus der damaligen Zeit ja kein anderes Material – das ist die Crux des Faches.

Auf ein weiteres Problem stieß ich, als ich einmal mit Eike Haberland diskutierte: Er wollte ja den »Atlas Africanus« des Frobenius-Instituts neu auflegen. Ich machte ihn auf den Umstand aufmerksam, dass bei der Kartographierung Nachrichten aus unterschiedlichen zeitlichen Ebenen gemeinsam in einer räumlichen Ebene abgebildet würden. Es sollten aber, wenn man sich den Aufwand schon macht, eher Transparentkarten erstellt werden, bei denen man durch schichtweise übereinander liegende Folien sagen kann, was in welchem Jahrhundert stattfand. Man sollte nicht suggerieren, dass all das zeitgleich abgelaufen ist.

### **Wie reagierte Haberland auf Ihren Einwand?**

Es war ihm irgendwie unangenehm. Er ist nicht weiter darauf eingegangen.

### **Gehen wir einen Schritt zurück, zur Nachfolge Heydrichs. Gab es damals mehrere Bewerber oder war klar, dass Petri die Professur erhält?**

Es gab verschiedene Aspiranten, die zu Gastvorlesungen geladen wurden – mir ist beispielsweise Paul Leser in Erinnerung, außerdem hatten sich noch zwei oder drei weitere Personen beworben. Aus welchen Gründen die Wahl dann auf Petri fiel, weiß ich gar nicht mehr. Ich kann nicht sagen, wie Heydrich zu dieser Entscheidung stand.

### **Was bedeutete der Wechsel an der Spitze des Instituts für Sie und Ihre Arbeit?**

Ich war ab 1961 der Assistent von Petri. Bereits 1954 hatte das Seminar für Völkerkunde der Universität Köln ja die erste deutsche Exkursion nach Ende des Zweiten Weltkriegs ins Ausland unternommen. Wir - etwa 40 Personen - fuhren mit einem universitätseigenen Bus in die Schweiz und besuchten verschiedenen Museen. Das Ganze war von Heydrich organisiert worden. 1957 gab es dann unter der Ägide von Petri eine ebenso große Exkursion auf den Balkan, für drei Wochen, gemeinsam mit den Slawisten. Diese sollten in Jugoslawien forschen, die Ethnologen wiederum in Griechenland arbeiten. Dort gab es in den Gebirgen das aromunische Wanderhirtentum, das wir untersuchen wollten. Petri war ja während des Krieges als Funk-Abhörer in Griechenland stationiert gewesen, es gab also schon gewisse Verbindungen und er bemühte sich auch gleich, seine Essensbestellung auf Griechisch aufzugeben. Allerdings setzte er sich auf dieser Exkursion mit seiner späteren Frau in die Türkei ab, so dass ich die Exkursionsteilnehmer allein nach Deutschland zurückbringen musste. Zudem hatte ich den Eindruck, dass 40 Personen einfach zu viel für solche Unternehmungen waren.

1961 unternahm ich dann mit fünf Studenten und einem Fahrer eine Exkursion nach Skandinavien. Auch dort besuchten wir die Museen; außerdem ging es thematisch zum einen um Skandinavien als Heimat der Freiluftmuseen, zum anderen suchten wir bronze- und altsteinzeitliche Orte von Felsbildern auf. Das geschah in Verbindung mit dem Lappenspezialisten Ernst Manker, der uns für die Tour durch Lappland seinen Assistenten zur Seite stellte. Dieser Assistent bestimmte dann die Richtung – insgesamt waren wir drei Wochen unterwegs. Für die Studenten war es auch ein wenig als Einführung in die Feldforschung gedacht, bei der sie zum Beispiel lernten, dass man zu einer bestimmten Zeit nicht bei den Lappen anklopft, weil diese gerade den Wetterbericht hören; oder dass sie wussten, wie und wo die Lappen sorgfältig ihr Trinkwasser auswählten.

Im Frühjahr 1962 machte Petri mit mir vorab eine Erkundungsreise nach Sardinien. Mit dabei war ein Gasthörer, der beruflich eine höhere Position bei Bayer in Leverkusen innehatte. Durch dessen Vermittlung standen uns Fahrzeuge zur Verfügung, und wir erhielten zahlreiche Einladungen. Im Sommer des Jahres wiederholte ich mit fünf Studenten diese Reise, mit erweiterten Interessengebieten. Es ging verstärkt um volkskundliche Aspekte: Wir lernten das Gebiet um Sassari kennen, zudem kümmerten wir uns vor allen um die Nuraghen, bei denen wir skizzierten und fotografierten. Auch Fragen zur Erforschung der zahlreichen megalithischen Denkmäler beschäftigten uns damals. Das ging in dieser Ausrichtung auf Frobenius zurück, der Jahrzehnte vorher selbst in libyschen Gebieten geforscht hatte – damals waren Jensen und Rhotert dabei<sup>2</sup>.

### **Die Felsbildforschung war also auch für Petri zentral?**

Nun, er hat das später nicht fortgesetzt, sondern sich in die Sprachen der Aborigines vertieft. Doch das war ja eine sterbende Welt in Australien und Petris Forschungsergebnisse sind dann auch kaum publiziert worden – obwohl er alle zwei Jahre dorthin fuhr, meist von der DFG finanziert.

### **Wie lange waren Sie Assistent bei Petri?**

Insgesamt zwei Jahre, also bis 1963. Er nahm mir eine Bemerkung übel, die gar nicht so ernst gemeint war. Auf der Exkursion nach Sardinien hatte ich im Scherz zu dem Bayer-Mitarbeiter gesagt: »Am Schönsten ist es, wenn der Chef nicht da ist.« Das hatte jedoch auch einen ernsteren Hintergrund, denn Petri neigte dazu, in seinem Direktionszimmer mittags zu schlafen. Dort stand aber eine Reihe von wichtigen Zeitschriften, die man sich erst greifen konnte, wenn er aufgewacht war. Das störte mich natürlich, weil ich für die Bücher zuständig war. Später haben Petri und ich jedoch das Kriegsbeil begraben.

1963 ging ich dann nach Göttingen, ans Institut für den Wissenschaftlichen Film (IWF). Dort gab es verschiedene Wissenschaftsabteilungen, unter anderem auch für Volkskunde und Völkerkunde. Ich betreute im Laufe der Zeit vier Expeditionen, die durch die Volkswagen-Stiftung finanziert wurden. Es gab in Südamerika einen Verbindungsmann namens Schultz, der dort lebte und auch schon Filme gemacht hatte. Ihm war es durch einen Zuschuss der VW-Stiftung

---

<sup>2</sup> DIAFE X (1932) und DIAFE XI (1933).

möglich, weitere Aufnahmen bei den südamerikanischen Indianern zu machen. Außerdem rüstete ich Walter Dostal aus, der seine Unternehmungen auf der Arabischen Halbinsel begonnen hatte; ebenso unterstützte ich Peter Fuchs.

### **Wohin ging die Forschungsreise, an der Sie teilnahmen?**

Nach Thailand. Das war die Reise, bei der ich mit Friedhelm Scholz arbeitete. Er war bereits vor Ort und gemeinsam haben wir mehr als sechzig Filmeinheiten erstellen können, zu den verschiedenen Bergstämmen Thailands. Damals, 1964/65, drehte ich auch den ersten synchronen Tonfilm – also einen Film, der ohne die Klappe auskam, die notwendig war, um die Anlegestelle zwischen Tonband und Film zu finden. Dadurch entstand immer eine Unterbrechung der Einstellung und im Prinzip auch der Handlungsabläufe. Um solchen Schnitten vorzubeugen, hatte ich in Göttingen mit Technikern ein System entwickelt, mit dessen Hilfe es jeweils auf der Ton- und der Filmspur eine Markierung gab, auf die man beide Streifen legen und so eine Synchronität erzielen konnte.

### **Worum ging es - neben den technischen Fortschritten - bei der Forschung in Thailand thematisch?**

Man ist bei Aufhalten darauf angewiesen, was vor Ort passiert. Wir begegneten beispielsweise - allerdings ohne Filmausrüstung - einer Beerdigung, bei der eine Frau auf offener Bahre durch den Dschungel transportiert wurde. Es war hilfreich, dass wir zu zweit waren: Scholz fotografierte, während ich beobachtete und ihm sagte, was er einfangen soll. Anschließend befragten wir die Teilnehmer der Beerdigung zu den Details: Was bedeutet es, wenn ein dreiblättriges Blatt in den aus Brettern zusammengesetzten Sarg gelegt und das Haupt der Verstorbenen darauf gebettet wird? Warum werden die Schnüre ihrer Sandalen gelöst? Warum wird ein Hühnchen geschlachtet und eine Kalebasse zerschlagen? Durch diese und weitere Fragen konnten wir eine sehr dichte Dokumentation erstellen. Ein paar Wochen später starb in einem Nachbarort ein Junge, dessen Beerdigung wir filmen konnten. So ließ sich auch dieses Ritual, welches sich in vielen Schritten im Dorf vollzieht und an dessen Ende die eigentliche Beerdigung steht, festhalten. Damit hatten wir noch umfangreicheres Material gewonnen. Außerdem filmten wir die Tänze beim Neujahrsfest sowie die Silberschmiede beim Herstellen von Gegenständen.

### **Galt denn Ihr besonderes Interesse dieser Region, oder spielte eine genaue Spezialisierung für Sie weniger eine Rolle?**

Das spielte für mich eigentlich keine Rolle, die Spezialisierung überließ ich vorwiegend Herrn Scholz. Später forschte er mehrmals in der Akha-Region, wo er umfangreiche Ritualtexte aufnahm und im Anschluss an den Feldaufenthalt zu Hause transkribierte – allerdings hat er diese Arbeit nicht ganz vollendet, was sehr schade ist, denn diese Texte stellen das geistige Substrat einer Ethnie dar, von der jüngere Kollegen gar nichts mehr wissen.

### **Wie lange waren Sie insgesamt in Göttingen tätig?**

Ebenfalls zwei Jahre, also bis 1965. Dann wechselte ich zum Deutschen Entwicklungsdienst (DED), wo man jemanden suchte, der sich mit Asien auskannte. Ich hatte nach Thailand noch andere Feldaufenthalte durchgeführt, etwa im bengalischen Golf. Zunächst nahm ich bei der neuen Stelle an zwei der vierteljährigen Kurse teil, denn damals gab es beim DED noch keine zentrale Ausbildungsstelle. So wurden die Entwicklungshelfer landeskundlich und sprachlich auf ihr zukünftiges Einsatzgebiet vorbereitet. Dabei merkte ich jedoch, dass diese ganzen Unternehmungen sehr fragwürdig waren. Es wurde nämlich die „Käseglocke“ der Ministerialbürokratie über das Ganze gestülpt und man war sich nicht ausreichend bewusst, dass die jungen Leute ohne konkreten Auftrag und in Anlehnung an das American Peace Corps in die Welt geschickt wurden. Man hätte sich mehr um die Nachwuchsleute kümmern müssen, als das tatsächlich der Fall war.

Während meiner Zeit beim DED erhielt ich einen Anruf von Herrn Fröhlich, den ich ja aus Studienzeiten kannte. Inzwischen war er der Direktor des Rautenstrauch-Joest-Museums und sagte mir, dass er eine Planstelle hätte. Er lud mich hierher nach Köln ein, was mir auch sehr gut passte, da meine Frau schon in der Stadt lebte. Ich verließ also den DED und begann im Januar 1966 meine Tätigkeit im Rautenstrauch-Joest-Museum.

### **Kamen Sie damals bereits in Ihre spätere Abteilung?**

Nun, es waren ja bereits zwei Kollegen da: Zum einen die Kollegin Ingeborg Bolz, eine Amerikanistin, zum anderen der Kollege Stöhr, der Ozeanist. Komischerweise war der Afrikanist immer der Direktor des Hauses. Ich bekam die Afrika-Abteilung. Das Entscheidende war, dass in dem Jahr meines Arbeitsantritts am Rautenstrauch-Joest-Museum die Stadt Köln eine große Sammlung ethnographischer Kunst gekauft hatte – die berühmte Sammlung Clausmeyer, eines Malers aus Düsseldorf. Stöhr und ich fuhren wochenlang von Köln nach Düsseldorf und nahmen die

Sammlungsbestände auf. Es waren ungefähr 400 ozeanische und 600 afrikanische Stücke. Zunächst hatten wir beide kein genaues Wissen über diese Objekte, doch wir knieten uns in die Sache rein und lernten eine Menge. An den Stellen, an denen auch der Sammler nicht genau wusste, um was es sich bei einem Objekt genau handelt und wie es sich damit verhält, konnten wir in detektivischer Kleinarbeit die einzelnen Stücke identifizieren – Clausmeyer hatte ja querbeet eingekauft.

**Wurde dieses Material damals gleich der Öffentlichkeit zugänglich gemacht, zum Beispiel durch eine Ausstellung?**

Nein, denn das war ja die Zeit, in der die neuen Ausstellungshallen gebaut wurden, die wir dann 1967 eröffneten. Dabei sind die Stücke der Clausmeyer-Sammlung auch zum ersten Mal einbezogen worden, gemeinsam mit den Altbeständen. Das war auch gut so, denn bei den Altbeständen gab es gerade in Bezug auf Afrika nicht allzu viel oder bedeutendes Material, so dass die neuen Stücke sinnvoll eingebracht werden konnten.

1969 ging ich als Stellvertreter Fröhlichs nach Japan und machte dort die Ausstellung »Kunst der Völker der Welt« in Tokyo, Kyoto und Nagoya. Bei der Eröffnung war sogar der Bruder des Kaisers anwesend. Zwei Jahre später, 1971, verstarb Fröhlich und ich übernahm die Leitung der Afrika-Abteilung.

**Sie leiteten die Afrika-Abteilung bis zu Ihrem Ruhestand Anfang der neunziger Jahre?**

Ja – wobei ich mehr gelitten als geleitet habe, und zwar an den Unzulänglichkeiten eines städtischen Museums: Zuerst wurden die neuen Hallen gebaut und unterkellert, dann reichte das Geld allerdings nicht mehr für die Schränke, so dass die Objekte auf offenen Regalen gelagert werden mussten. Zudem befanden sich die alten Afrikabestände in der Severinstorburg, einer mittelalterlichen Befestigung am Chlodwigplatz. Als die Erneuerung des Museums abgeschlossen war, mussten wir die Stücke einzeln mit dem Bollerwagen ins Haus holen, wo sie gereinigt und in die Regale gelegt wurden – mit der Zusage, dass der Raum staubgesichert sei. Es war aber so, dass der Staub bereits drei Wochen später fingerdick auf Allem lag. Um Rheinhochwasser fernzuhalten, hatte man den gesamten Keller mit Beton ausgegossen und in die Klimaanlage eine Zuführung mit heißem und kaltem Wasser gelegt. Die Leitungen des heißen Wassers haben so stark abgestrahlt, dass sie mit dicken Gipsmanschetten ummantelt werden mussten. Diese Manschetten verursachten so viel Staub, dass die ganze vorherige Reinigungsarbeit umsonst war. Es ließen sich noch weitere solcher Beispiele aufführen.

**Verfügten Sie denn zumindest über einen eigenen Etat?**

Nein, nicht einmal das. Die Finanzierung unterlag damals den Ad-Hoc-Entscheidungen des Kulturdezernenten. Durch den Ankauf der Clausmeyer-Sammlung hatte sich die Stadt für einen längeren Zeitraum verschuldet. Das wurde Stück für Stück abgezahlt und so sahen wir in den Folgejahren gar keine Gelder. Außerdem musste die eigentliche Arbeit an der Sammlung beginnen und ich setzte mich mit den 600 Objekten aus Afrika auseinander. Da hatten jene Kollegen, die bestehende Sammlungen übernahmen, einen Vorteil: Sie konnten sich mit dem begnügen, was auf die jeweils erstellte Karteikarte geschrieben und vermerkt worden war. Darauf verließen sie sich, wie etwa der hochgeschätzte Kollege Kurt Krieger in Berlin, der ja auch seine Afrikabestände publizierte. Wenn man sich jedoch auf die alten Angaben verließ, sie nicht korrigierte und sich nicht mit den Objekten auseinandersetzte, dann war man auch meist verlassen. Durch die intensive Beschäftigung mit den Objekten - auf den entsprechenden Vorarbeiten von Hans Himmelheber und Elsy Leuzinger basierend - konnte ich Identifizierungen und Beschreibungen erstellen, die schließlich in dem dafür entstandenen Katalog<sup>3</sup> verzeichnet wurden. Es blieb allerdings immer noch ein kleiner Restbestand, dessen Einordnung schwierig war und für dessen Erschließung ich umherreiste, um Kollegen und Kolleginnen zu befragen, etwa in Brüssel.

**Mit welchen deutschen Museen haben Sie am engsten kooperiert?**

Eigentlich mit keinem. Zu meiner Zeit haben am Rautenstrauch-Joest-Museum alle Mitarbeiter an einer gemeinsamen Ausstellung zu den Maya gearbeitet, mit Stücken, die ausschließlich aus Guatemala stammten. Die Kollegin Bolz brachte zudem US-amerikanisches Material zu den nordamerikanischen Indianern nach Köln, der Kollege Stöhr organisierte eine Ausstellung zu Melanesien, wofür er zum Teil auf in Holland geborgte Objekte zurückgreifen konnte. Somit haben wir keine Leihgaben von deutschen Museen benötigt, und ebenso wenig kann ich mich erinnern, dass wir in Deutschland etwas verliehen hätten. Einzelne Leihgaben habe ich als Kurier zu Ausstellungen in Lissabon, New York und Washington bringen dürfen.

1976/77 gelang mit Einbringen von zwei Jahresurlauben eine Freistellung seitens der Stadt Köln, so dass ich auf

---

<sup>3</sup> Klaus Volprecht, Sammlung Clausmeyer - Afrika, Ethnologica Neue Folge, Band 5, Köln, 1972.

Grundlage einer Eigenfinanzierung die Museumssituationen in 15 afrikanischen Ländern erkunden konnte. Die Ergebnisse fanden ihren Niederschlag in der Magisterarbeit von Klaus Schneider, dem heutigen Leiter des Rautenstrauch-Joest-Museums. Ich vermute darin auch den Grund dafür, dass mich das Auswärtige Amt 1984 nach Freetown, Sierra Leone, schickte, um eine Evaluierung der musealen Gegebenheiten vorzunehmen, da dort der Neubau eines Museums unterstützt werden sollte.

**Gab es denn in den sechziger und siebziger Jahren eine Zusammenarbeit mit dem Institut für Ethnologie an der Kölner Universität? Oder wurde das zunehmend entkoppelt?**

Das ist bis heute nicht entkoppelt. Das Museum wird im Verzeichnis der Universitätsinstitute immer als assoziiert aufgeführt, wie auch das »Italienische Kulturinstitut« und das »Institut Français«. Fröhlich hatte darüber hinaus zu seiner Zeit einen Lehrauftrag an der Uni – daher rührte auch seine Professur. Bereits 1967 führte ich in Vertretung von Fröhlich Übungen am Institut durch und war später als Lehrender am Institut für Afrikanistik für den Bereich der afrikanischen Kulturen tätig. Den Studenten war eine rein linguistische Auseinandersetzung mit Afrika zu wenig, ihnen fehlte das Kulturelle. Daher wurde ich als Honorarprofessor berufen.

**Die oft beklagte Trennung zwischen Universität und Museum trifft für Köln also nicht zu?**

Nein. Auch der Kollege Stöhr bot Übungen an der Uni an, zur Südsee. Später verlegten wir die Übungen ans Museum, wo sie auch zu Heydrichs Zeiten stattgefunden hatten. So konnten wir besser mit Anschauungsmaterial arbeiten und die Studenten kamen ins Museum. Stöhr ging schließlich 1990 in den Ruhestand, ich folgte ihm 1992.

**Wurden die Veranstaltungen für Studenten von den jeweiligen Nachfolgern weitergeführt?**

Nicht von den direkten Nachfolgern, doch der jetzige Direktor hat wieder eine Honorarprofessur inne. Zuvor war man so stark mit der Errichtung des Neubaus des Museums beschäftigt, dass sich niemand zusätzliche Belastungen leisten konnte. Nachdem sich die Lage wieder beruhigt und stabilisiert hat, wird die Zusammenarbeit mit der Uni mit Sicherheit erneut aufgenommen – denn ohne die Materialien, die in einem Ethnographischen Museum bereitliegen, kann man die Kulturkunde außereuropäischer Völker ja gar nicht betreiben.

**Wenn Sie die bundesdeutsche Ethnologie von Beginn Ihres Studiums bis zu Ihrem Ruhestand betrachten, welche Veränderungen sehen Sie da?**

Da komme ich zu einem vernichtenden Urteil – dahingehend, dass dieses Fach sich eigentlich auflösen sollte. Sehen Sie, zum einen wird der Begriff der »Völkerkunde« nicht mehr verwendet, außerdem benennen sich die Häuser um. Alles wird miteinander vermengt und durcheinander gemischt, die Moderne wird mit einbezogen. Schaut man sich zum Beispiel das Berliner Haus der Kulturen der Welt an: das ist etwas ganz anderes als eine wissenschaftlich ausgerichtete Institution! Mir hingegen wäre es wichtig, sicher zu stellen, dass man die Angehörigen der entsprechenden Kulturen in die Lage versetzt, wissenschaftlich untermauert ihre eigene Geschichte sowie die kulturellen Bedingungen ihres eigenen Landes zu erforschen und zu bearbeiten. Als Vorbild sehe ich das, was die europäische - und speziell die deutsche - Volkskunde in den zwanziger und frühen dreißiger Jahren gemacht hat: Man verteilte bis in die letzten Winkel des Landes Fragebögen, etwa an die Bürgermeister und Lehrer in den jeweiligen Ortschaften. Das Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens wäre ohne solche Befragungsaktionen gar nicht entstanden, eine Fülle an vorher nicht schriftlich erfasstem Material hätte man also verloren. Es konnte jedoch glücklicherweise erhoben werden und bleibt damit dokumentiert. In ähnlicher Form sollte auch bei den ehemals schriftlosen Ethnien vorgegangen werden. Oftmals sind sie ja leider - was zum Beispiel die Frühzeit angeht - auf das angewiesen, was die Europäer, die Chinesen oder die arabischen Völker über sie aufgeschrieben haben. All diese Materialien sind zum Teil noch gar nicht ausgewertet und sollten, wie ich auch schon in Bezug auf die Aufarbeitung ethnographischen Materials sagte, als Puzzlestein ins Gesamtbild der Menschheitsgeschichte eingegliedert werden.

**Warum findet ein solches Vorgehen Ihrer Meinung nach nicht statt?**

Weil es sich praktisch gar nicht bewältigen lässt. Man hätte es nur in einem zentral geleiteten Netzwerk leisten können, das aber erst geschaffen werden müsste. Es kann einfach nicht mehr den Neigungen irgendwelcher Abenteurer oder Reiselustigen überlassen werden, Nachrichten aus anderen Teilen der Welt zu liefern, das ist auch Aufgabe der Wissenschaft. Doch bin ich da mit meinem Latein auch am Ende.

**Wie stehen Sie zu den Ansätzen in der Ethnologie, die eher sozialwissenschaftlich ausgerichtet sind? Erkennen Sie da Verbindungen, oder würde das für Sie in eine andere Disziplin fallen?**

Ich sehe zwei Aufgabenbereiche für das Fach: Einen streng wissenschaftlichen und weiter forschenden, sowie einen, der vor allem durch die Museen abgedeckt wird: die Vermittlung der Kulturen vor allem an die eigene Bevölkerung und an die Menschen jener Ethnien, deren Exponate ausgestellt werden. Darum habe mich ja - in hunderten von Führungen und oftmals unter Einbeziehung der Volkskunde - immer bemüht: Phänomene, die den hier lebenden Menschen vertraut oder bekannt sind, in Verbindung zu setzen mit den Ausstellungsobjekten aus den fremden Kulturen. Dabei entsteht bei den Besuchern häufig eine Art Aufleuchten, ein Begreifen und Akzeptieren, was sich auf andere Art und Weise nur schwer vermitteln und erreichen lässt, vor allem auch nicht durch das touristische Reisen. So war zum Beispiel der Kollege Stöhr nie selbst in Indonesien, seinem Spezialgebiet. In einer Besuchergruppe gab einer der Besucher zu verstehen, dass er selbst in Indonesien war – und wollte damit zeigen, dass er dadurch Experte wäre. Herr Stöhr sagte daraufhin: »Das glaube ich Ihnen gern, aber glauben Sie mir wiederum, dass ich über Indonesien mehr weiß, als Sie bei Ihrem Besuch haben erfahren können.«

**Ihrer Meinung nach sollte es dem Fach also nach wie vor darum gehen, die Daseinsbewältigung der unterschiedlichen Gruppen miteinander zu vergleichen?**

Ja. Ich glaube, anders ist es gar nicht möglich. Man muss davon wegkommen, das Unbekannte als Fremdphänomen zu betrachten und ihm völlig unverständlich gegenüber zu stehen. Ich meine, es gibt auf der anderen Seite auch Dinge, die man nicht mehr wahrhaben will – was gab es zum Beispiel für eine Debatte über den Kannibalismus! Der große Streit darum, ob es ihn gegeben hat oder nicht, hat hohe Wellen geschlagen. Wenn man jetzt aber die Besucher an die Thematik heranführt und zum Beispiel die verschiedenen Situationen, die Notmomente, die rituellen Anlässe zeigt, in denen es zu Kannibalismus kommen kann, dann wird auch so etwas für die Besucher verständlicher.

**Wie haben sich denn die Erwartungen und Ansprüche des Publikums im Museum über die Jahre verändert?**

Ich bin ja schon seit beinahe zwanzig Jahren im Ruhestand, daher kann ich die heutigen Besucher nicht beurteilen. Zu dem Zeitpunkt, als ich pensioniert wurde, waren sie nach wie vor interessiert. Oft kamen weltläufige und weit gereiste Leute, die bestimmte Dinge vertiefen oder bestätigt bekommen wollten. Manchmal brachten sie sogar selbst erworbene Dinge aus anderen Kulturen mit und hatten den Wunsch, diese bestimmen zu lassen.

Was die Masken und Figuren angeht: Diese Ethnographika rangierten ja unter dem europäisch geprägten Begriff der „Außereuropäischen Kunst“ und wurden dem Fach vielfach durch die Aktivitäten von Kunsthändlern entrissen. Sie sind mit ihrem Geld zum Teil viel informierter gewesen als mancher Museumsmensch, der zu Hause sitzt und von den vorgesetzten Behörden nicht ins Feld gelassen wird – was aber wichtig wäre, um mehr über die Objekte zu erfahren. Doch der Museumsmensch wiederum hat andere Kenntnisse und weiß viel über die Zuordnung der Objekte, so dass manchmal auch gewichtige Aufsätze oder Arbeiten erscheinen können. Auf der anderen Seite gibt es finanzielle Interessen, die natürlich dazu verlocken, alte Objekte sowohl in den entsprechenden Ländern nachzuarbeiten und auf alt zu trimmen, als auch hierzulande zu fälschen. Das erfolgt inzwischen mit einer Raffinesse, die selbst Kenner zu täuschen vermag. Eine solche Entwicklung läuft jedoch größtenteils außerhalb der Wissenschaft.

**Doch sie betrifft durchaus den Umgang mit den Objekten an den Museen?**

Ja. Alle Menschen, die Freude an Formen und exotischen Dingen haben, sollte man eigentlich davor bewahren, dass sie auf Kopien hereinfallen. Ich selbst bin oft so verfahren: Wenn jemand kam und etwas anbot, dann war meine erste Frage oft: »Warum haben Sie das gekauft?« Wenn die Person antwortete, sie hätte es erworben, weil es ihr so gut gefallen habe, dann erwiderte ich: »Wunderbar, dann brauchen wir ja gar nicht weiter zu debattieren. Hängen oder stellen Sie es einfach bei sich Zuhause hin und erfreuen Sie sich daran. Nur noch eine Frage: Was haben Sie dafür bezahlt?« Dann kommen die Zahlen und ich entgegne, dass bereits das Material so viel wert sei. So sehe ich: Die Person ist ihrem Geschmack gefolgt und hat sich etwas gekauft, was zu verantworten war. Anders ist es natürlich, wenn es um höhere Summen geht und man erkennt, dass wirklich mit aller Finesse gefälscht wurde.

Die Bestimmung der Qualität ist ja etwas sehr Schwieriges. Ein Beispiel: Jemand sammelte einen bestimmten afrikanischen Maskentyp und kam in großen Abständen immer mal wieder zu mir, um sich eine Bewertung der verschiedenen Objekte zu holen. Ich prüfte also; manches war gut, manch anderes nicht. Eines Tages lud er mich zu sich nach Hause ein, wo die Wände mit all diesen Masken behangen waren. So hatte ich sie alle auf einen Blick und wir begannen, eine andere Rangfolge herzustellen, da ich nun die Qualität untereinander einschätzen konnte – und nicht mehr nur die Einzelstücke vor mir hatte. Daher denke ich auch, dass alle Schlussfolgerungen zum Feld der so genannten exotischen Kunst zu früh erfolgen, solange es keinen Überblick über das gesamte Material - also aller privaten und

öffentlichen Sammlungen - gibt. Die bisherigen Versuche des Einschätzens sind sicher verdienstvoll, aber können noch nicht das „Non-Plus-Ultra“ sein.

### **Gehen Sie auch heutzutage ins Museum, um sich Ausstellungen anzuschauen?**

Ich bekomme von allen Museen nach wie vor Einladungen zu den Eröffnungen, doch diese so genannten Vernissagen sind das Schrecklichste, was es gibt. Es ist immer der gleiche Kreis von geladenen Gästen, die sich zum Smalltalk zusammenfinden, mit einem Gläschen in der Hand und dem Rücken zu den Ausstellungen. So unterhält man sich dann. Wenn jemand also ins Museum geht, um sich tatsächlich die Ausstellung anzusehen, dann sollte er nicht auf eine Vernissage gehen. Ich selbst bleibe solchen Veranstaltungen fern und gehe erst nach der Eröffnung in Ausstellungen. Allerdings muss ich gestehen, dass ich das neue Haus des Rautenstrauch-Joest-Museums noch nicht gesehen habe. Es wurde vor knapp einem Jahr eröffnet und in der Zeitung stand, dass mehrere hundert Gäste geladen waren. Außerdem hätte es eine Menge Wein und sechzehn Köche gegeben, die für das leibliche Wohl sorgen sollten. Nennen Sie es eine Trotzreaktion, aber ich dachte mir: Eine Stadt, die keine Gelder übrig hat, kann sich so etwas nicht leisten. Und sollte das Geld von Sponsoren stammen, was sehr wahrscheinlich ist, dann könnte man es für bessere Zwecke als die Verköstigung wohlbetuchter Gäste nutzen.